

Leo Karrer

»Feuer« – Wo ist der konziliare Schwung geblieben?

Lähmung und Katerstimmung, die so manche in der kirchlichen Praxis erfasst hat, stehen in Kontrast zum Schwung, den die Impulse des 2. Vatikanischen Konzils gebracht hatten. Leo Karrer benennt Belastungen und Spaltungen, die den konziliaren Aufbruch bremsen, und zeigt auf, was auch heute noch das leidenschaftliche Feuer entfachen kann: Reibung mit der Wirklichkeit, mystische Kraft, Treue zum Anliegen und charismatisches Selbstbewusstsein sowie Solidarität.

- Wenn von Feuer und Schwung bzw. vom Geist des Konzils die Rede ist, dann stellt sich die Frage, ob dies nur ein Strohfeuer der Begeisterung gewesen ist, das schnell in sich zerfallen musste. Oder ist eine tiefer liegende Glut lebendig geblieben, die sich nicht mehr zerstampfen lassen will. Feuer war schon zu Pfingsten Zeichen für das Wehen des Geistes Gottes.

Innerkirchliche Verzögerung der konziliaren Naherwartungen

- Die Tatsache ist unübersehbar und vielfach diagnostiziert: In den deutschsprachigen Ländern herrscht in vielen kirchlichen Kreisen eine depressive Lähmung, oft sogar eine ausgesprochen

larmoyante Katerstimmung. Von der Freiheit der Kinder Gottes und von der Freude der Neugeborenen der Schöpfung ist in der Öffentlichkeit herzlich wenig zu spüren.

Zur Zeit des Konzils aber, als wir in der Aufbruchstimmung mit Begeisterung Theologie studierten, konnte ein Konzilsberichterstatter wie Mario von Galli auf dem Katholikentag in Stuttgart 1964 noch ohne Hemmungen in den Jubel Tausender hineinrufen: »Kirche, wie bist du jung, wie bist du schön.« An die Theologiestudierenden der aktuellen Kirchenstunde ist dies kaum mehr zu vermitteln. Was ist geschehen? Ist das Feuer erstickt?

Bewusstseins-Schisma oder Pluralismus in der Kirche?

Bewusstseinsmässig ist das Aggiornamento des Konzils weitergewachsen; es hat sich vertieft. Es sei erinnert an die Konzilsimpulse zur Ökumene und zur Hinwendung zu den nicht-christlichen Religionen (vor allem durch die Erklärung zur Religionsfreiheit), zur Liturgie, zum Selbstverständnis der Kirche als Volk Gottes bzw. zur *Communio*-Ekklesiologie, zur kollegialen Leitung der Kirche, zur Verantwortung für die Welt und Öffnung zu den Armen sowie zum allgemeinen Heilswillen Gottes, wonach Gott keinen Menschen vom Heil ausschließt. –

Diese und andere »Geistesblitze« des Konzils befreiten aus einer statischen Kirchlichkeit, die von vielen als beengend und angstmachend empfunden wurde. Zudem vermittelte das Konzil – durch die Medien frei Haus geliefert – das Bild einer bunten und vielgestaltigen Weltkirche, die sich an heiße Themen heranwagte, den Dialog suchte und vor Konflikten nicht zurückscheute. Wir waren damals, analog zum gesellschaftlichen Lebensgefühl, von einer innerkirchlichen Fortschrittseuphorie gepackt, die die Widerständigkeit der Realität unterschätzte und die eigene Glut sowie die Kraft von Bewusstseins-Veränderungen überschätzte. Es entwickelten sich konziliare Naherwartungen, deren Erfüllung sich dann zusehends hinauszögerte, deren Schwung zu erlahmen begann und verflachte. Das ist einerseits verständlich, denn man kann nicht dauernd auf Hoch-Zeiten des Gefühls tanzen.

Andererseits gewannen in der Ernüchterungsphase auch jene wieder Platzvorteil bei der innerkirchlichen Diskussion, die sich nie mit dem Aggiornamento des Konzils anfreunden konnten. Zudem gingen manche Entwicklungen für viele zu schnell vor sich. Viel Liebgewordenes und Traditionen verschwanden fast lautlos über Nacht, sodass manchen bange wurde, ob nicht urkatholische Positionen preisgegeben würden. In einer unruhig und für man-

» *das Bild einer bunten und vielgestaltigen Weltkirche* «

che kälter gewordenen Kirche trauerten manche ihrer früheren Kirchen-Heimat nach. Die progressiven Tendenzen bildeten gleichsam den Gegenhorizont für die eher integralistischen Kräfte, die sich ans vorkonziliare Kirchenbild zu klammern versuchten.

Diese Bewusstseinsprozesse und Kontroversen führten zu einem »Schisma« zwischen progressiven und konservativen Lagern. Aufgrund der früheren »Geschlossenheit« waren wir darauf nicht vorbereitet. Dieses Bewusstseins-»Schisma« ist Ausdruck eines innerkirchlichen Pluralismus. Pluralitätsfähigkeit ist nicht als Verrat an Grundsätzen zu verfechten, sondern vom gesellschaftlichen Umfeld her Prinzip der Integration von Vielfalt.

»Der Konzern ist groß, der Glaube klein« (»Die Zeit« v. 11.2.1994)

Es ist nicht nur die Erbschaft der eigenen Tradition, zu der die Kirche in Spannung geraten ist. Entscheidend hat sich das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Kirche gewandelt. Zwar wird den Kirchen in Umfragen eine überraschend hohe Bedeutung zugemessen, vor allem im sozialen Bereich. Aber die aktive Anhängerschaft wird kleiner – trotz sich verstärkender Suche nach religiösen Antworten und Symbolen. Es ist offenkundig, dass sich in unseren Ländern eine Kluft zwischen dem institutionalisierten Christentum und einer erfahrungsnahen und freiflotierenden Religiosität verbreitet.

Im Trend der allgemeinen Individualisierung und Vereinzelung (Singularisierung) ist Religion vielfach tabuisiert und gegebenenfalls zur Privatsache geworden. Die sogenannte Post-Moderne bekundet zusehends Mühe, Religion auf Institution und Doktrin festgelegt zu sehen. Wache Seelsorger und Seelsorgerinnen wittern deutlich, dass sich im religiösen Verhalten ein Erdbeben ankündigt oder schon ereignet. Organisierte und dogmatisierte Religion scheint in Frage gestellt. Und die Kirche kann solche gesellschaftliche Trends nicht umkehren und kaum steuern. Aber sie spürt, dass damit das Prinzip Gemeinde und letztlich das Prinzip Kirche selber zur Disposition

stehen. Die häufigste Spezies der Kirchenmitglieder sind die Kirchenfernen. Das muss notgedrungen verunsichern und jene verstimmen, die um die Zukunft der Kirche bangen.

Deutlich wird, dass die Kirchen mit billiger Anpassung an die gesellschaftlichen Standards sowie mit der Fixierung auf den Erhalt ihrer herkömmlichen Strukturen und auf die gesellschaftlichen Garantien ihrer volksgemeinschaftlichen Erregungenschaften (z.B. Kirchensteuer) ihre Zukunft nicht werden »gesundbeten« können. In einer multikulturellen Gesellschaft, in der sich die Medien das Öffentlichkeits-Monopol und damit den entscheidenden Einfluss auf die Meinungsbil-

» die den Dialog suchte und vor Konflikten nicht zurückscheute «

dung zugespielt haben, in der die Menschen Beruf, Wohnsitz und oft auch den Lebenspartner wechseln und Thomas Gottschalk den Höhepunkt am Wochenende markiert, ist den Kirchen die umfassende Lebensbeeinflussung der Menschen entglitten. Die Kirchenferne der Menschen ist somit eine Ferne der Kirche zu den Menschen und deren Welt geworden.

Schisma zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk

Die unterschiedlichen »Lager« innerhalb der Kirche und die gesellschaftliche Entwicklung bringen eine Kirchenleitung verständlicherweise unter Druck und in Gefahr, mit disziplinarischen Maßnahmen die früher scheinbar heile Welt zu restaurieren. Die fortschreitenden vielfältigen Bewusstseinschübe, die sich in den Kirchenvolksbegehren zu Wort gemeldet haben, werden dadurch verschärft, dass die Kirche strukturell noch vorkonziliar verfasst ist und seit Jahren

die kuriale Zentralisierung forciert. Deshalb fällt es der offiziellen Kirche zunehmend schwerer, ein produktives Verhältnis zu ihrer eigenen Vergangenheit und einen verantwortlich-offenen Umgang mit der Gegenwartskultur zu finden und zu gestalten. Die Entfremdung zwischen Gläubigen und Amtskirche ist offenkundig.

Mit Händen greifbar wurde dies, als am 11. Oktober 1997 die »Internationale Bewegung Wir sind Kirche« eine Kirchenvolksbegegnung in

» Die Kirchenferne der Menschen ist eine Ferne der Kirche zu den Menschen geworden «

Rom organisierte und zwar in Erinnerung an das 35 Jahre zuvor eröffnete II. Vatikanische Konzil. Der Bischof von Rom fand trotz mehrerer unbeantwortet gebliebener Schreiben keine Zeit für die Stellvertreter von Millionen Katholikinnen und Katholiken aus drei Kontinenten.

Vielmehr erschien wenige Wochen später am 13. November die sog. »Laieninstruktion«, die – von acht Dikasterien des Vatikans abgezeichnet – ein Machtwort in Sachen Kirchenordnung dekretierte und die Kluft nicht hätte schärfer und kälter dokumentieren können. Von den Impulsen des II. Vatikanischen Konzils ist im praktischen Teil nichts zu spüren. Die Kirchenverdrossenheit hat somit auch handfeste innerbetriebliche Ursachen. Die schockierenden Bischofsernennungen sind Symptome dafür.

Eine lähmende Kirchenerschöpfung wird m.E. auch durch eine Art Selbstthematizierung durch disziplinierende Maßnahmen veranlasst, die auf Dauer langweilen und nicht einmal mehr Gegenreaktionen hervorrufen. Es sei an die Beschlüsse des Vatikans gegenüber der Befreiungstheologie, an den Treueid, an die Verweigerungen des »nihil obstat« für Theologinnen und

Theologen erinnert. Die Laieninstruktion, deren Tonfall und deren Klima selbst von Bischöfen kritisiert wurden, ist kein Einzelfall. Die Vorgänge um das römische Votum zur Schwangerschaftsberatung vom 27. Januar 1998 und das Papstschreiben über den theologischen und rechtlichen Status der Bischofskonferenzen Ende Juli 1998 sind de facto römische Grenzziehungen und depotenzieren letztlich die Kollegialität unter den Bischöfen, die doch auch ein wichtiger Impuls des II. Vatikanischen Konzils war.

In die gleiche Richtung stieß schon die römische Instruktion zu Diözesansynoden vom 8. Juli 1997, die eine synodale Partizipation abwehrt; dabei gerät das »Bischofsamt ... in eine geradezu monarchisch anmutende Isolation innerhalb der Ortskirche«¹⁶. In der Verlautbarung zum »Schutz des Glaubens« im vergangenen Sommer ist die Theologie wieder Zielscheibe der Verschärfung, wobei Bezug auf »Professio fidei« von 1989 und auf die Ablehnung der Priesterweihe von Frauen (Ordinatio sacerdotalis 1994) genommen wird. Diese knappen Hinweise wollen nur belegen, dass Kirche selber Schlagzeilen produziert, die denkenden Menschen einfach nicht mehr zu vermitteln sind und an den Fragen der Menschen vorbeigehen. Das Profil der Kirchen sorgen, wie sie vom Zentrum artikuliert werden, verraten eine kaum zu überbietende Realitätsblindheit. Was theologisch möglich und pastoral nötig ist, scheint gar nicht mehr in den Blick zu kommen. – Auch daran mag es liegen, dass das Feuer in Rauch aufgeht und der Geist und die Begeisterung scheinbar abhanden kommen – und dies, obwohl es viel Stress und Geschäftigkeit und viel Geld und eine institutionelle Arriviertheit der Kirche in unseren Ländern gibt wie wohl kaum je zuvor.

So stellt sich die Frage, was zu tun ist, damit wir in der Kirche wieder Feuer fangen.

Hütet das Feuer

- Der Kirche ist unabhängig von Stimmungslagen aufgetragen, zwischen den Menschen und in deren Herzen Zeichen der Hoffnung aufzurichten. Sie kann das nicht aus eigener Gnade oder sich selbst gegebener (monokratischer oder demokratischer) Vollmacht. Aber sie darf sich im Vertrauen auf Gott und im Glauben an den Weg und die Botschaft Jesu der Wirklichkeit, den konkreten Menschen und ihren gesellschaftlichen Lebensbedingungen zumuten und ausliefern.

Feuer aus der Reibung mit der Wirklichkeit: Mut zur Realität

Im institutionellen oder fundamentalistischen Rückzug verliert man die Brücken zur Realität, denn man bleibt im geschlossenen System, in dem es ja stimmen soll und in dem kein Missklang erträglich scheint. Wenn aber Kirche und alles, was sie ausmacht, mitten im Leben daheim ist, begibt sie sich in eine offene Zeitgenossenschaft und überwindet erst in diesem Chaos ihre Berührungängste. Sie befindet sich mit der Moderne unserer Zeit in einer Art Schicksalsgemeinschaft; diese ist nicht nur Gegenüber, womöglich noch Feindesland. Der konkreten Welt und Gegenwart gelten die Verheißungen des Evangeliums. Anknüpfungspunkte für die Kommunikation und für das Handeln gäbe und gibt es genug. Zu denken ist beispielsweise an die Optionen des Konziliaren Prozesses (Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung), an das Lebensrecht aller, an die Folgen einer immer ungehemmteren Globalisierung der Wirtschaft, an die ethischen Herausforderungen und an die Suche nach neuen Solidaritätsstrukturen, an die Orientierungs- oder Sinnkrise. Die Dienstanweisungen für die Christinnen und Christen sind vor den Kirchentüren mit Händen zu greifen. Wenn

sich die Kirche mit dem Reichtum ihrer pastoralen Instrumente und religiösen Symbole sowie mit der charismatischen Kraft der Gläubigen diesen Herausforderungen aussetzt, wird sie Lebendigkeit gewinnen und Glut entfachen, auch wenn das System selber nochmals durch das läuternde Feuer muss. Zudem würde sie dem Wunder der Fremdprophetie begegnen, wenn immer ihr aus dieser Nähe zur Wirklichkeit aufgeht, dass sie im eigenen Bereich die eigene Soziallehre zur Anwendung bringen sollte: Gleichberechtigung von Mann und Frau, subsidiäre Entscheidungsfindung, partizipatorische Mitverantwortung, Streitkultur usw.

Feuer aus der mystischen Kraft: Mut zur Gottesfrage

Es gibt so viele bewundernswerte Bemühungen im pastoralen Feld der Kirche, Planung, Methoden und Ausbildung und zusätzliche Kompetenzen in Pädagogik, Gesprächsführung, Management, Kunst... wie vermutlich kaum je zuvor. Und trotzdem leiden wir an der Erfolglosigkeit all unserer Anstrengungen und an professionellem Stress. Früher trauten wir einem beinahe automatisierten Ritual des *Opus operatum* allzu sehr. Dem scheint heute eher das Vertrauen in verbesserte Methoden, in Organisation und funktionale Kompetenzen gefolgt zu sein.

Aber hat der »Betrieb« nicht auch seine Seele verloren, die Quellen der Hoffnung und der gläubigen Zuversicht aus einer Gottesbeziehung heraus? Leicht wirkt dann auch pastorale Bemühung gott-los und hoffnungs-los, weil Gott vergessen erscheint. Zynismus wäre die schreckliche Gefahr. Droht nicht immer wieder, dass sich Kirche mit all dem Reichtum ihrer pastoralen Instrumente so zwischen Gott und die Menschen schiebt, als müsste sie selber die Nähe zu Gott bewerkstelligen? Oder suggerieren Struk-

turen und Theologien, dass Kirche und Theologie Gotteserfahrungen herstellen können oder müssen?

Die Erfahrung der Gottesferne und des Leidens an seiner Abwesenheit sind nicht abzureagieren; sie definieren die Situation, auch in der Kirche selber. – Vielleicht hatten wir viel zu viel Kirche. Möglicherweise muss sich die Kirche einer Art Entziehungskur oder einem Heilfasten unterziehen, damit sie freier und offener wird für ihre mystische Tiefe, für die Botschaft Jesu, der uns in einen rettenden Lebenszusammenhang stellt im Vertrauen auf Gott, der zum Leben und Lebendigkeit befreien will. An die Wurzeln des Menschseins zu erinnern und für den Kampf um Frieden und Gerechtigkeit und um eine für künftige Generationen bewohnbare Erde religiöse Orientierung, d.h. Hoffnung zu schenken, das wäre das Kapital einer Kirche, die nicht dauernd in Sorge um sich selber ihre Sendung verrät, sondern versucht, die Menschenfragen mit der Got-

» die Kirche braucht ein Heilfasten «

tesfrage zu verbinden. Zugänge zur Kirche müssen letztlich Zugänge zu den Menschen sein und Zugänge zu Gott werden, sonst können wir alles Reden über Kirche gleich bleiben lassen. Denn Kirche dient einer Nähe, von der sie auch wieder diskret zurücktreten darf und muss.

Missverstanden wäre ich, wenn dies als Abkehr vom Ringen um eine prophetische-kritische und diakonische Kirche gedeutet würde. Dann wären Gottesliebe und Menschenliebe nur alternativ gedacht, statt sie in ihrer inneren und gegenseitig konstituierenden Einheit zu bejahen. Die Frage nach den mystischen Quellen – bis hin zum Gottesdienst und Beten, die Frage nach Gott und Mut zur Gottesfrage sind keine Rückzüge vor den

Herausforderungen der Menschen und ihrer Welt, sondern Rückkehr zu den Quellen der Hoffnung und des langen Atems, um die Weite des Weges zu wagen und nicht hoffnungslos unterwegs zu sein.

Feuer aus der Treue zum Anliegen: Mut zu konkreten Schritten

Wie viele Christen und Christinnen sind auch engagierte Seelsorger und Seelsorgerinnen oft verhärtet und mutlos ob der (oft scheinbaren) Erfolglosigkeit ihres Tuns und angesichts des schlechten Images von Kirche.

In solchen Stimmungen ist einander deutlicher zu vermitteln, dass wir als Christen und Christinnen und im kirchlichen Handeln dem Wünschbaren nicht trotzig und verkrampft verpflichtet sind. Christsein hat mit Menschen, Lebensprozessen und mit der personalen Ebene zu tun. Da gelten nicht vorgeordnete Erfolgskategorien, sondern die Gesetze des Reifens und des Werdens, des Freiheitswagnisses, der Persönlichkeitsentwicklung, des Fortschreitens und des Rückschrittes, der Zweifel sowie Ängste, des Suchens und Wartens, des Gelingens und Scheiterns, der seligen Freude am geschenkten Glauben und der nagenden Zweifel und der abgrundtiefen Gottesferne bis hin zum depressiven Abgrund. Die Gefahr ist immer wieder, dass wir uns für die Menschen so verantwortlich halten, wie es letztlich nur der Gott Jesu selber sein kann. – Christen und Christinnen sind zutiefst Beschenkte – vom Gott Jesu her; von sich her dürfen sie deshalb auch etwas schuldig bleiben und doch letztlich alles wagen.

So abhängig wir – auf der subjektiven Ebene – von »Erfolg« sind, so scheint auf der Ebene des christlichen Handelns und auch der seelsorglichen Rolle doch wichtig, nicht das von uns errechnete Resultat und auch nicht die zuweilen geradezu erpresserischen Rollenzumutungen der Umwelt

zum Maßstab werden zu lassen, sondern den Auftrag, den Jesus der Kirche vorgegeben hat, das heißt vom Anliegen her das eigene Handeln zu definieren, nicht zuerst vom (kaum messbaren) Erfolg (resp. der Erfolglosigkeit). Gerade wenn wir lernen müssen, dass der eigentlich Handelnde mit den Menschen der Gott Jesu ist, dann sollen und dürfen wir wohl »Erfolge« wollen, aber uns nicht über sie absolut (totalitär) definieren und davon abhängig machen. Selbst in Zeiten des Misserfolgs, die, weiß Gott, vor Gott nicht Misserfolg sein müssen, gilt die Treue zum Auftrag, gilt die sicher oft mühsame Treue zum grundlegenden Anliegen. Priorität hat nicht der Erfolg, sondern die Treue zur Sendung.

Das Gleichnis vom Unkraut und dem Weizen (Mt 13,24-30) gibt für unsere Frage einen feinen Hinweis. Aufgetragen ist zu säen, nicht die wachsende Saat krampfhaft nach Unkraut abzusuchen und dieses auszutilgen. Es zeigt sich schon mit der Zeit, was gut und was weniger fruchtbar reift, was trägt oder verdorrt, was kommt oder verkommt, ob jemand über seine eigenen Verhältnisse hinaus blufft oder seine Begabungen eher unterschätzt. Auch im kirchlichen Alltag ist den Wachstumsgesetzen ruhig mehr zu vertrauen und zuzutrauen, als wir »machen« können. Dann werden wir oft fühliger, sensibler und findiger für das, was an Neuem wächst und seine Zukunft sucht. Das Neue wächst auch in der Kirche. Aber oft scheinen wir noch keine Zeit und keinen Blick dafür gefunden zu haben.

Feuer aus charismatischem Selbstbewusstsein und aus Solidarität: Mut, selber zu gehen, aber nicht alleine

Realitäts-Mut, Menschenliebe und Gottesliebe sowie Treue zum Anliegen auch angesichts von Misserfolgen ist nicht an andere zu delegieren. Für den je eigenen Weg gibt es keine Stell-

vertretung. Jede Stellvertretungssucht oder Stellvertretungsanmaßung in diesem Bereich betrügt das eigene (Er-)Leben.

Aus diesen Überlegungen heraus scheint unerlässlich, dass wir aus unseren laikalen und klerikalen Minderwertigkeitsgefühlen, aus lähmenden Stimmungen und Mutlosigkeiten aufbrechen und mit charismatischem Selbstbewusstsein uns selber ins Spiel bringen und uns selber aufs Spiel setzen. Nur über diesen konkreten Weg kann das wachsen, sich ankündigen und in vielen Ansätzen diskret werden, wofür letztlich (fast) alle plädieren: nämlich eine durch uns und mit uns und aber auch für uns lebendige und menschenfreundliche Kirche, die die Gottesfrage und die Menschenfrage leidenschaftlich wagt und als die zwei Seiten der einen Medaille versteht. Praktischer Christenmut bedeutet eben, die christliche Dimension von Kirche mit anderen zusammen zum eigenen Anliegen werden zu lassen, aber da-

» *seelsorgliches Handeln nicht vom Erfolg her definieren* «

bei selber zur Brücke in die erhoffte Zukunft zu werden. Wenn immer es um Fragen des Lebens und der Hoffnung geht, bezahlt man mit sich selber. Unter diesem Preis ist die erhoffte Zukunft nicht erhältlich.

Dass dies in der Kirche und durch die Kirche mit all ihren menschlichen Wundern und Wunden immer wieder geschieht und sich schenkt, macht m.E. die konkrete Kirche auch so liebenswürdig und unentbehrlich. Christen und Christinnen stellen sich ihrer eigenen, der gesellschaftlichen und kirchlichen Wirklichkeit, geben aber bei ihr nicht auf. Denn der Weg ist der Preis des Zieles, der Preis des Weges sind wir selber. Er wird zum Weg, indem wir ihn gehen; wer denn sonst? Auch hier geht es letztlich nur über

den Weg der einzelnen Christen und Christinnen, sozusagen über das »Subjekt«, das autonom aufsteht, frei selber geht und verantwortlich selber handelt und haftbar wird. – Und wenn mir das Feuer ausgeht, gibt es andere, die es hüten und für mich bewahren. Das ist für mich die Seele von Kirche.

¹Vgl. Klaus Nientiedt, Diözesansynoden: Instruktion will Stärkung der Bischöfe, Herder Korrespondenz 51 (1997), 442-444, hier 444.